

Informationen über die ehemalige Synagoge

Am 25. September 1986 wurde die Ehemalige Synagoge Gelnhausen als kulturelle Begegnungsstätte eingeweiht. Ergänzt wurde 2006 der als Erinnerungsstätte abgegrenzte Bereich um ein Totenbuch für unsere in der nationalsozialistischen Zeit verschleppten und getöteten Mitbürger.

Seither wird das Gebäude regelmäßig für Ausstellungen nahezu aller Genre, klassische Konzerte im Bereich der Kammermusik und Lesungen genutzt. Die Terminvergabe erfolgt durch das Kulturamt der Stadt Gelnhausen.



Die Kehilla Gelnhausen ist nicht eine der ältesten, aber für zahlreiche kleinere ehemalige Reichsstädte und Residenzen eine sehr typische Judengemeinde gewesen. Die mittelbare Nähe zu Frankfurt am Main beeinflusste wirtschaftlich, gesellschaftlich und religiös das Leben der Gelnhäuser Juden besonders im 18. Jahrhundert.

Die Territorialherren der Umgebung, Gelnhausen war an die Grafen von Hanau verpfändet, taten vor allem aus fiskalpolitischen Gründen das ihrige dazu, zumindest die Existenz der Judengemeinschaft zu sichern.

Wie läßt sich aber nun gerade dieser Aufschwung im 18. Jahrhundert erklären? Paul Arnsberg (1) geht davon aus, daß, da auch die meisten Gelnhäuser Vereine Chewra Kadischa, Gemiluth-Chasodim und Kabronim 1711 gegründet wurde, ein starker Zugang jüdischer Familien aus Frankfurt nach dem Brand der dortigen Judengasse erfolgt sein muß.

Die Geschichte der einzelnen jüdischen Baulichkeiten Gelnhausens und ihrer Details vor allem des Mittelalters ist bisher weitgehend ungeklärt. Nach der Sozialstruktur des staufischen Städtebaus, der jeder einzelnen Bevölkerungsgruppe sowie Kirchen und Synagogen von vornherein bestimmte Standorte zuwies, ist es durchaus wahrscheinlich, daß der Verlauf der heutigen Judengasse schon mit dem der mittelalterlichen identisch ist, liegt sie doch etwas unterhalb von Markt und Kirche am Rand der ersten Stadtbefestigung.

Auch die Lage der Judengasse am mittelalterlichen Ambach, der für das Mikwa nötig war, spricht für diese Theorie, mit Sicherheit läßt sich dies bisher jedoch nicht feststellen.

Die in ihrer wesentlichen Bausubstanz noch vorhandene barocke Synagoge liegt ebenfalls an einer Stelle etwas außerhalb des ehemaligen frühen staufischen Stadtzentrums. In wieweit sie an der Stelle mittelalterlicher Vorgängerbauten steht, läßt sich seit einer Nivellierung des Gebäudes und der vollständigen Verbetonierung sämtlicher Fundamente des heutigen Baues, ohne vorherige Sicherung geschichtlicher Spuren, nicht mehr feststellen.

Möglicherweise liegt die ehemalige, eventuell sogar mittelalterliche Mikwa direkt unter der heutigen Synagoge. Ein im mittleren Teil der heutigen Südwand liegender vermauerter Abgang war vielleicht der ehemalige Zugang, er wurde 1985 durch eine dicke Betonmauer des substanzsichernden Ringankers geschlossen.

Für 1601 nimmt man einen Neubau der Synagoge an. In wie weit er im heutigen Bauegefüge inkorporiert ist, läßt sich nur an den Einzelheiten der Beschreibung diskutieren. Der früheste bis 1938 noch existierende Zeuge ist der bei der Neugründung mit gleichem Datum versehene Chuppastein, der in einer Zeichnung Epsteins überkommen ist (2). Diese Synagoge wurde im Dreißigjährigen Krieg zerstört und Mitte des 17. Jahrhunderts erneuert. Von einer weiteren anschließenden Bautätigkeit oder Erneuerung wissen wir nichts. Der Wiederaufbau der zerstörten Synagoge nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde von der Stadt unter der Bedingung genehmigt, daß die Synagoge keinen Turm haben dürfte. Gemeint ist hiermit sicherlich der bei den aschkenasischen Emporensynagogen übliche, häufig quadratische Aufgang zur Frauensynagoge, der turmartig an der Westwand vielleicht etwas über das Synagogendach hinausragte. In der Tat wurde ein solcher Aufgang erst in barocker Zeit, vielleicht 1734, in Fachwerkbauweise angefügt. Auch der genannte Bau von ca. 1650 läßt sich nicht rekonstruieren. Der heute vorhandene aus zerschlagenen Buntsandsteinspolien errichtete Bau sieht in seiner Substanz sehr einheitlich aus.

In wie weit die heutige Vorraumscheidewand zur Männersynagoge mit Tür und zwei Fenstern zu einem früheren Bau gehört, läßt sich bis jetzt auch nicht mit Sicherheit sagen (Abb. 1). Festgestellt werden kann nur, daß die zwischen dem Männerraum und dem Vorraum liegenden beiden Fenster ursprünglich nicht die gleiche Höhe hatten.

Zu den Besonderheiten, die vielleicht älteren Ursprungs sind, gehört auch ein an der Scheidewand des Vorraums zur Männersynagoge liegender Sockel, der den Eindruck eines stärkeren Fundamentsockels einer Außenwand vermittelt (Abb. 1, links).

War der Bau von ca. 1650 kleiner? War der heutige Durchgang zwischen Vorraum und Männersynagoge vielleicht der ehemalige Eingang? Mit Sicherheit ließ sich dies bisher nicht entscheiden. Bestimmt aber gehören die beiden ehemaligen Spendenkassetten im Innern der Synagoge, an der Scheidewand zwischen Vorraum und Männersynagoge, in den Beginn des 17. Jahrhunderts. Es handelt sich um einfache balusterartige, an der Vorderfront teilweise leicht abgeschrägte, leicht scharrierte, längliche, rechteckige Steine mit einer Vertiefung an ihrer Oberseite, in die ursprünglich die Spendenkassetten eingelassen waren. Eine Griffnische im Mauerwerk ermöglichte das Hineinlegen der Münzen. Ein solcher Stein ist auch an der Unterseite der Nordseite der Außenmauern verwandt. Aus diesen wenigen Erkenntnissen kann man bis jetzt den Bau aus 1601 bzw. 1650, wie bereits gesagt, nicht mit Sicherheit rekonstruieren. Wie weit außerdem das sich im Innern befindende Leuchtergesims älteren Ursprungs ist, läßt sich bei der starken Verschleppung historischer Formen gerade im Bereich der Synagogenarchitektur auch nicht ohne weiteres entscheiden. Der heute noch bestehende Bau ist daher, abgesehen von einigen klassizistisch veränderten Details, insgesamt noch vollständiger als "Umbau" von 1734 zu erkennen.

Stärkere Veränderungen, vielleicht erst bei der Renovierung von 1834 vorgenommen, lassen sich vor allem in der Dachzone feststellen. Dabei scheint die Dachneigung durch eine flachere Veränderung der Winkellage mit einer Neuaufmauerung oder Ausbesserung, vielleicht auch mit einer Erneuerung des Westgiebels verbunden gewesen zu sein.

Bei der genaueren Betrachtung des inneren Ostgiebelmauerwerks läßt sich jedenfalls mit

Sicherheit sagen, daß die Synagoge im 18., vielleicht auch schon im 17. Jahrhundert ein Tonnengewölbe, möglicherweise aber auch ein Muldengewölbe besaß. Restspuren deuten darauf hin, daß dies mit Sicherheit eine Holzkonstruktion war.

Wie gesagt, der gesamte Bau ist 1834 noch einmal gründlich renoviert worden, danach gab es wohl nur noch kleinere Innenrenovierungen und Ausbesserungen. Spuren größerer Bautätigkeit sind in der Folge nicht mehr erkennbar.

Zu den im direkten Zusammenhang mit der Synagoge stehenden Gebäuden gehörten um einen kleinen Platz herum ein Gemeindehaus, ein Mikwa und eine kleinere Jeschiwa, zugleich Alltagssynagoge im Haus von Reb Schmuel Warburg, heute Brentanostraße 12.

Dieses gesamte denkmalschutzwürdige Ensemble bestand vollständig etwa bis 1975. Danach wurden sowohl das Gemeindehaus und das Mikwa als auch die sehr alte den Synagogenbezirk abschließende Immunitätsmauer mit Männer- und Fraueneingang abgerissen.

Ein Situationsschema des gesamten Synagogenbezirks ist bei Epstein (a.a.O.) überliefert (Abb.2). Hier ist außerdem der Synagogenplatz zu sehen, auf dem ursprünglich auch ein alter Brunnen vorhanden war. Auf dem Platz befindet sich rechts das Gemeindehaus mit dem Cheder und anderen Räumen. Fotos lassen erkennen, daß der an die Synagoge angebrachte Baderaum wohl erst aus dem 19. bzw. 20. Jahrhundert stammt. Auch der schon erwähnte Fachwerkaufgang zur Frauenempore mit welscher Haube existiert nicht mehr.

Bisher gibt es für die Synagoge nur die mehr summarische Beschreibung Epsteins. Auch hier kann die Behandlung des Gebäudes nur abgekürzt erfolgen. Eine für das kunstgeschichtliche Interesse breit angelegte Arbeit, die dieser Bau wirklich verdient und die von einer Gruppe der Universität Frankfurt vor Jahren begonnen wurde, läßt sich aus verschiedenen, auch administrativen Gründen vorerst nicht abschließen.

Das folgende ist daher nur als Teilergebnis bauanalytischer Untersuchungen und Beschreibungen zu verstehen.

Der im 18. Jahrhundert bestehende, im 19. Jahrhundert nach dem barocken Vorbild erneuerte Haupteingang zur Männersynagoge hat ein stark profiliertes Rotsandsteingewände. Die darüberliegende Supraporte mit Segmentgiebel trägt in ihrer Mitte eine ovale Kranzkatusche, die sicherlich ursprünglich eine heute ausgelöschte Inschrift trug. Die gesamte Südwand der Synagoge hat zunächst einen aufgelegten Sandsteinquadersockel mit gebrochener Kante: Ihre zweigeschossige Fensteraufteilung entspricht der im gesamten aschkenasischen Gebiet im 18. Jahrhundert üblichen Einteilung. Diese "Schauseite" wird an ihren beiden äußeren Ecken von einer glatten unterteilten Rotsandsteinquaderung eingefafßt. Ihre Südwestecke trägt an ihrem oberen Ende das Renovierungsdatum 1834 in negativer Kerbung hebräischer Lettern. Die gesamte Wand, wie wohl der gesamte Bau, waren zum Verputz vorgesehen, der aber erst 1986 ausgeführt wurde. Jedenfalls ließen sich an keiner Stelle alte Verputzreste feststellen.

Die Westwand war ursprünglich nur zum Teil sichtbar. An ihr befand sich im unteren Teil eine kleinere, rechteckige, mit einem Sandsteingewände eingefafßte Verbindungstür zum Vorraum der Männersynagoge und im oberen Teil der Eingang zur Frauensynagoge, der mit dem an dieser Stelle ehemals vorhandenen schmalen Fachwerkstiegegebäude, das auf alten Fotografien noch erkennbar ist, verbunden war. Die Westwand schließt ein Krüppelwalmgiebel ab.

Die Nordwand, dicht an der durch eine Stützmauer gehaltenen Bergseite des umgrenzenden Geländes, besteht aus einfacher Bruchsteinmauerung ohne Eckquaderung. Sie hat keine Fenster.

Die Ostwand besaß in ihrem unteren Teil zunächst den vorwiegend aus flachem Ziegelmauerwerk erstellten Ausbau des Aron Hakodesch, dessen nach außen hin sichtbare Kennzeichen des aschkenasischen Synagogenbaus in Gelnhausen durch die jetzt vorgenommenen Umbaumaßnahmen verlorengegangen.

Das Synagogendach ist auch hier ein Krüppelwalmdach. Im Norden besitzt es in der Mitte einen kleinen Ausbau mit einem Zwerchhäuschen. Das Dach hat eine Ziegel-Biberschwanzdeckung. An der Südseite hatten sich Reste einer stärker profilierten hölzernen Dachunterkante in der Überleitung zum Mauerwerk erhalten.

Betritt man durch den Haupteingang den Vorraum der Männersynagoge, so steht man in einem an seinen beiden Breitseiten durch Fenster und Türen unterteilten Raum mittlerer Höhe.

Von der Ausstattung des 18. Jahrhunderts hat sich nur der Deckenplafond erhalten. Ein starker, profilierter Mittelbalken unterteilt ihn in zwei Teile. Die beiden Gefache sind mit Lehmstuck ausgestattet. Beide Felder sind identisch gehalten mit profilierten, an ihren Ecken konkav geschwungenen Rahmen, die in ihrer Mitte Regence-Stuckrosetten tragen. Im Übergang von der Wand zur Decke befindet sich eine sehr flache Volute, die ein schmales, profiliertes Gesims trägt.

‘Durch eine zweiflügelige einfache Tür betritt man nun die Männersynagoge. Hier ist von der barocken Ausstattung vor allem der Thoraschrein und das Leuchtergesims erhalten. Reste einer, wohl aus dem 19. Jahrhundert (?) stammenden, Holzverkleidung waren an den Unterteilen der Wände zu erkennen. Quadratische Sandsteinplatten belegten den gesamten Boden. An der Nordmauer ließen sich teilweise unter späterem Verputz noch Reste eines kleinen Lavabos mit Sandsteineinfassung erkennen. Ein kleines Rohr führte zu einem ehemals wohl außen angelegten Wassertank. In gleicher Höhe wie die bereits erwähnten Spenderkassetten sind in der Folge auf beiden Seiten zwei Segmentbogenfenster angebracht. Danach bricht diese Mauer in Zweidrittelhöhe des gesamten Innenraums ab.

Ein darüber befindliches klassizistisches gotisierendes Holzgitter teilte hier über einem Mauersockel mit etwa 50 Zentimeter Höhe die Männer- von der Frauensynagoge. Drei Stufen führten vom Eingang in die Männersynagoge hinab. Das sich hier an der Nord-, Süd- und Ostwand befindende leicht geschweifte Leuchtergesims ist an der Westwand nicht fortgeführt. Es zeigte stellenweise, unter aus dem 19. Jahrhundert stammender einheitlich rötlicher Sandsteinfärbung, Reste einer barocken vegetabilen grauschwarzen Bemalung, die besonders deutlich an der Südwand zu erkennen war.

Einschließlich der ehemaligen sehr farbigen Gestaltung des Thoraschreins scheint die Synagoge im 18. Jahrhundert nicht unbedingt einheitlich weiß bzw. Grau ausgestattet gewesen zu sein. Vielleicht muß man auch noch mit Resten von barocker Wandbemalung, vielleicht sogar mit farbig eingerahmten Gebetstexten rechnen. Mit Sicherheit läßt sich aber über das Gesagte hinaus ohne weitere Forschung nichts zur ehemaligen Farbgebung mitteilen.

Auch die Möblierung des 18. Jahrhunderts ist nur schlecht zu rekonstruieren. Man kann aber

behaupten, daß das Leuchtergesims Kerzenarme trug, wie sie aus anderen Synagogen bekannt sind. Diese Art der Beleuchtung muß wohl schon im 18. Jahrhundert altertümlich gewesen sein. Moderne Synagogen, wie etwa die in Ansbach, besitzen diese Art der Beleuchtung nicht mehr. So scheint es durchaus möglich zu sein, daß dieses Leuchtergesims noch zu dem Bau von 1650 gehört. Von der ehemaligen Bima haben sich leider keine Reste erhalten. Wie weit die auf einer Fotografie des beginnenden 20. Jahrhunderts vorhandene Bima in ihrem ein längliches Sechseck bildenden Grundriß, mit einer Stufe zum Vortragsplateau, der Grundform des 18. Jahrhunderts entspricht, läßt sich heute nicht mehr mit hinreichender Sicherheit entscheiden. Denkbar wäre immerhin ein nach aschkenasischem Muster mit mehreren Säulen umstellter stärker erhöhter Vorleseplatz.

Der von Epstein in seinem Grundriß dargestellte Raum der Männersynagoge mit drei Bankreihen ließ sich durch Staubschatten an der Nordwand und Fotos der Bänke in Form und Größe sichern. Wie weit allerdings die längsovale Bima der Zeichnung Epsteins der tatsächlichen Situation entspricht, muß nach den vorliegenden Fotos fraglich erscheinen. Der dem letzten Lehrer Willi Zeev Lang noch kenntliche Grundriß eines länglichen Sechsecks der Bima stimmt eher mit dem Foto überein.

Die farbliche Fassung muß im Beginn des 20. Jahrhunderts zumindest teilweise noch einmal verändert worden sein, obwohl sie einschließlich der Decke ohne Kenntnis der Detailform um 1850 einzuordnen wäre. Alte Fotografien um 1900 (Abb. 3) zeigen jedoch an der Rückwand des Aron Hakodeschs eine ganz andere, mehr barocke, blumige Ausstattung, so daß inzwischen - also vor 1938 - eine Teilrenovierung stattgefunden haben muß.

Zu den noch fast vollständig erhaltenen Ausstattungsstücken der Synagoge gehört vor allem der Aron Hakodesch (Abb. 4), ein durch seine Höhe und Länge sehr üblicher aschkenasischer Thorschrein. Seit spätestens dem 16. Jahrhundert ist diese Art des Thoraschreins mit zwei Voll- bzw. Halbsäulen oder Pilastern die übliche Form.

Sofort auffällig ist zunächst die sehr enge, schmale Stehfläche zwischen den beiden an ihren Ober- und Unterplatten stark profilierten Postamenten, die in ihrer Mitte mit ehemals farbigen, glatt eingerahmten Blumenornamenten geschmückt sind. Über dem Postament erheben sich zwei schmale graue Rundsäulen und korinthische Kapitelle mit teilweiser Goldhöhnung. Sie tragen ein mit der Wand stark verbundenes, stark profiliertes und gekröpftes, sich nur über den Säulen erhebendes Gebälk, das von Blumenvasen gekrönt wird. Die eigentliche Umrahmung des Schreins befindet sich unmittelbar auf der Wand. Sie besteht teils aus skulptiertem Sandstein, teils aus Stuck.

Die unter der Tür liegende Wandzone besitzt eine schmucklose steingerahmte Öffnung, die sich mit drei Holzbrettern verschließen ließ. Welche Funktion dieser Schrank unter dem Schrein hatte, ist bisher nicht mit Sicherheit zu sagen. Die eigentliche Schreintür besteht aus zwei, mit jeweils zwei Kassetierungen versehenen Türflügeln, im oberen Teil waren ehemals zwei herzförmige Öffnungen angebracht. Über der Tür befindet sich in der Mitte zwei Inschriftenkartuschen, mit denen der Betrachter darauf aufmerksam gemacht wird, daß er hier unmittelbar vor Gott steht.

Die Inschrift weist den Oranten auf die wichtigste Pflicht gebetlicher Haltung hin: Bedenke, vor wem Du stehst!

Ein kleines profiliertes Gesims trennt diese Inschriftenkartusche von der nächsten Zone des reichen Aufbaus. Hier befindet sich ein flach aus dem Stein gehauener Baldachin. Über den

Säulen begrenzt den Bereich des Baldachins waagrecht nach oben hin eine weitere profilierte Steinleiste der ausgeweiteten Gebälkzone. In reicher Umrahmung sind darüber die zwei Gesetzestafeln angebracht, begleitet von Voluten, Akanthusblätterwerk und Festons. Auch die darüberliegende Keter Thora (Krone des Gesetzes) entwickelt sich mit ihren oberen Zacken sehr vegetabil. Zwischen ihren zwei Perlbändern scheint ursprünglich die Bezeichnung "eter Thora" angebracht gewesen zu sein. Ein leicht geschweiftes Rundbogengesims trägt einen Akanthusaufbach, der den Thoraschrein nach oben abschließt. Darüber befinden sich zwei kleine mit profilierten Sandsteinrahmen eingefasste Fenster, die diesen Teil optisch abschließen.

Die beiden großen seitlichen Segmentbogenfenster der Ostwand trugen vor der jetzigen Renovierung eine Bleirutenverglasung, deren Anbringung sich nicht mit Sicherheit feststellen ließ. Möglicherweise geschah dies um 1900.

Die übrigen Fenster der Westwand besaßen eine klassizistische Holzrahmenverglasung, die in ihrer unteren und mittleren Zone aus rechteckigen Scheiben, in ihrem oberen Teil jedoch fächerförmig "gotisierend" gestaltet war, und Opfer der jetzigen Umbaumaßnahmen wurde.

Auf der Nordwand ließ ein Staubschatten die Form des ehemaligen Gedenksteins für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges erkennen.

Über dem Vorraum der Männersynagoge befindet sich im Westen die Frauensynagoge, wie in vielen ähnlichen Stadtsynagogen gleicher Aufteilung im gesamten aschkenasischen Raum. Sie gehören zu einem Typus, dessen frühestes Beispiel, den Betraum für Frauen höher zu legen, möglicherweise in Krakau zu erkennen ist und zwar in der Hauptsynagoge der Kasimirstadt. Hier allerdings trennen noch kräftige Mauern mit Wandöffnungen, die sich erst im Laufe der Zeit vergrößerten, die Männer- von der Frauensynagoge.

Die Anordnung des Betbereiches für Frauen an der West-, Nord- oder Südwand richtet sich aber im allgemeinen nach örtlichen Gegebenheiten. Bevorzugt wird allerdings allgemein eine Platzierung an der Westwand, wie auch in Gelnhausen.

Die Scheidewand schloß wie erwähnt mit einem klassizistischen, den Fenstern angepaßten, gotisierenden Brüstungsgitter ab, das die Aufgabe hatte, den Frauenbereich in voller menschlicher Höhe zu verblenden. Wie die Synagoge in Heidingsfeld und Schnaitach zeigen, läßt sich auch an dieser Stelle in barocker Zeit eine Wandaufteilung mit drei Korbbogenöffnungen denken, die allerdings ebenfalls vergittert waren. Bauten des gleichen Typs lassen sich bei gleicher Aufteilung auch in Ungarn (Bonyhád 1780) nachweisen.

Der vielleicht um 1740 entstandene Aron Hakodesch wird in allen Synagogen des 18. Jahrhunderts sehr aufwendig ausgestattet. Über seine Herkunft und seine Verfertiger wissen wir so gut wie nichts. Seiner Form können möglicherweise mitteldeutsche Vorbilder wie Halberstadt zugrundegelegen haben.

Ob der Gelnhäuser Thoraschrein eine Verlegenheitslösung für die Bedürfnisse der aus Frankfurt stammenden Juden ist, der vielleicht ursprünglich für eine andere Synagoge vorgesehen war, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Auffällig ist zumindest die Diskrepanz zwischen den sorgfältigen und sehr guten künstlerischen Einzelformen und den gestalterischen Brüchen im Gesamtaufbau. Als Verfertigungsort kämen von den Detailformen ausgehend auch Würzburg oder Bamberg in Frage. Zur schwierigen Einschätzung der Detailform kommt hinzu, daß kein vergleichbares, provinziell ähnliches Beispiel aus dieser

Zeit erhalten ist, und der Vergleich mit christlichen Altaraufbauten bei aller Ähnlichkeit im künstlerischen Detailformendesign praktisch nicht möglich ist wenn dies in der Literatur auch häufig bestritten wird.

Wie wir aus älteren Fotografien ersehen können, war nach 1945 auch noch in der Mitte der Männersynagoge ein großer barocker Messingleuchter vorhanden. Das historische Fotomaterial läßt aber keine weitergehende Beurteilung zu. Von der barocken Verglasung der Fenster haben sich auf dem Dachboden wenige Reste gefunden. Sie bestand aus oktagonalen Weißglasscheiben mit Bleifassung.

An gestalterischen Aufgaben stellte dieser Bau innerhalb der Synagogenbaugeschichte nichts Neues dar, und trotzdem drängt sich bei der sorgfältigen Planung, die sich an den heutigen beachtlichen Resten noch erkennen läßt, die Frage nach den Entwerfern auf, hier nicht so sehr, was das Raumprogramm und seine Größenverhältnisse angeht, sie stehen für den Typ der Synagoge spätestens seit 1700 fest, als vielmehr in der Detailkonstruktion von Fenstern und Portalen, zieht man das Krüppelwalmdach als aschkenasische Synagogenkonstant ab. Die Südfassade wirkt auf den ersten Blick für den sachkundigen Beschauer sehr französisch, dies gilt auch noch in starkem Maße für das im 19. Jahrhundert erneuerte Portal. Fast hugenottisch wirken die Einzelformen und doch sieht man auf den ersten Blick, daß es sich um eine Synagoge handelt. Ein vergleichbares Formenprogramm, wenngleich auf einem höheren Niveau, findet sich in den Fensterrahmen des Darmstädter und Großheubacher Schlosses sowie der Hofseite des Schlosses Schillingsfürst, die alle auf Planungen von Louis Remy de la Fosse zurückgehen. De la Fosse war spätestens seit 1714 in Darmstadt. Die Arbeiten an der dortigen Residenz ruhten seit 1722 aus Geldmangel. 1717 heiratete Landgraf Ernst Ludwig die Erbprinzessin Charlotte von Hanau. Gelnhausen aber war in dieser Zeit an die Grafen von Hanau verpfändet. Auf diese Weise könnte der Kontakt zu Louis Remy de la Fosse zustande gekommen sein. Mit Sicherheit stammt der Entwurf der Gelnhäuser Synagoge nicht von de la Fosse selbst. Es könnte sich aber um eine Interimsarbeit seiner Umgebung handeln.

Damit besteht immerhin die Möglichkeit, wenigstens den Umkreis festzulegen, aus dem dieses Gebäude stammen kann. Um diese Zeit verringern sich nämlich die Gegensätze zwischen jüdischer Stadt- und Landarchitektur. Der Horizont der jüdischen Bauträger mit ihren vielseitigen territorialen Verbindungen hat der Stadtsynagoge, soweit sich Bauaufgaben des 17. und 18. Jahrhundert dokumentieren lassen, ihr eigenes Gepräge gegeben. Die Gelnhäuser Synagoge zeigt, wie sich die Formen seit 1720 verschliffen und wie sich mit den Residenzsynagogen ähnliche Bauformen ergeben konnten.

Anmerkung, Literatur

1. Paul Arnsberg, Die jüdischen Gemeinden in Hessen. Frankfurt am Main 1971.
2. Fritz Epstein, Kultusbauten und Kultusgegenstände in der Provinz Hessen in: Notizblatt der Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler Nr. 6. Frankfurt am Main 1906.